

(Nachdruck verboten.)

72]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

(Schluß.)

„O, wie deutlich sehe ich sie,“ fuhr Sigismund fort, „wie klar steht sie vor mir aufgerichtet, jene Stadt der Gerechtigkeit. . . Alle arbeiten und verrichten eine pflichtmäßige und doch freie persönliche Arbeit. Die Nation ist nur noch eine ungeheure Gesellschaft auf Gegenseitigkeit, die Werkzeuge werden Eigentum der Allgemeinheit, die Erzeugnisse sind in gewaltig großen Lagerhäusern aufgestapelt. Man hat so und so viel nützliche Arbeit geleistet und hat auf so und so viel Verbrauchsmittel Anrecht. Die Arbeitsstunde ist das allgemeine Wertmaß, ein Gegenstand hat nur den Wert der aufgewendeten Arbeitsstunden, unter allen Produzierenden findet vermittelt der Arbeitsstunde nur noch ein Tauschhandel statt, und zwar unter Aufsicht der Allgemeinheit und ohne jede weitere Steuer als das, was nötig ist, um die Kinder aufzuziehen und die Greise zu ernähren, um die Werkzeuge zu erneuern und die Inhaber der öffentlichen Ehrenämter freizuhalten. . . Geld giebt es keines mehr, daher auch keine Spekulation mehr, keinen Diebstahl, keinen verwerflichen Schacher, nichts mehr von jenen in der Verzweiflung der Geldgier begangenen Verbrechen: man heiratet keine Mädchen mehr um ihrer bloßen Mitgift willen, man ermordet keine alten Eltern mehr ihrer Erbschaft, keine Wanderer mehr ihrer Börse wegen! . . . Keine feindlichen Klassen mehr, keine Arbeitgeber und keine Arbeiter, keine Proletarier und keine Bourgeois mehr, daher auch keine Strafgesetze und keine Gerichte, keine bewaffnete Macht, um den wucherisch aufgehäuften Besitz der einen gegen den rasenden Heißhunger der andren zu schützen! . . . Nirgends mehr Müßiggänger irgendwelcher Art, keine Hausbesitzer mehr, die sich von der Hausmiete mästen, keine Rentner, welche sich durch die Spekulation wie feile Dirnen unterhalten lassen, kurz, kein Luxus und kein Elend mehr! . . . O, ist das nicht das Ideal der Gerechtigkeit, die allerhöchste Weisheit? Keine Bevorrechteten und keine Darbenden, jeder baut sich sein Glück durch eigne Arbeit, das Durchschnittsglück der Menschheit!“

Er geriet allmählich in Begeisterung, seine Stimme klang sanfter wie aus weiter Ferne, als ob sie sich weit ab in den hohen Regionen jener angefündeten Zukunft verliere.

„Wenn ich erst auf Einzelheiten eingehen wollte. . . Sehen Sie, dieses einzelne Blatt hier mit den vielen Randbemerkungen enthält die Organisation der Familie. Hier diese andre Randbemerkung: für jeden Produktionszweig verlange ich einen leitenden Ausschuß, dem die Feststellung der wirklichen Bedürfnisse und die Herstellung des richtigen Verhältnisses zwischen Produktion und Verbrauch obliegt. . . Und hier wiederum eine organisatorische Einzelfrage: in Stadt und Land sollen Heere von Gewerbetreibenden und von Ackerbauern unter Leitung selbstgewählter Führer und selbstbestimmter Gesetze wirken. . . Hier habe ich auch durch ungefähre Berechnungen angedeutet, auf viel Stunden der Arbeitstag binnen zwanzig Jahren herabgesetzt werden kann. Vermöge der großen Zahl neuer fleißiger Hände und vor allem vermöge der Maschinen wird man nur noch vier, vielleicht nur noch drei Stunden täglich arbeiten; wie viele Zeit bleibt da zum Lebensgenuß übrig! Denn ich will keine Kaserne, sondern ein Gemeinwesen der Freiheit und Fröhlichkeit, wo einem jeden sein Vergnügen frei steht und jeder zur Befriedigung seiner berechtigten Gelüste die nötige Zeit hat, zugleich mit der Freude an der Liebe, an der eignen Stärke, an der eignen Schönheit, an der Bildung, wo jeder an der unerschöpflichen Natur seinen Anteil genießt.“

Mit der Hand zeigte er rings in dem elenden Gemach umher, als besäße er die ganze Welt. Zu diesem fahlen Zimmer, in dem er gelebt, in seiner bedürfnislosen Armut, in welcher er starb, teilte er so mit brüderlicher Hand die Güter der Erde aus. Die allgemeine Glückseligkeit, überhaupt alles Gute, was er selbst nicht genossen hatte, verteilte er freigebig, in dem Bewußtsein, daß er selbst nichts davon genießen sollte. Um dieses herrlichen Geschenke an die leidende Menschheit willen hatte er seinen Tod beschleunigt.

Indessen tasteten seine Hände unruhig in den zerstreuten Notizblättern hin und her, während seine Augen, vom Schimmerglanz des Todes schon geblendet, die unendliche Vollkommenheit im Jenseits zu erblicken schienen und sein Angesicht in wonnigem Entzücken verklärten.

„O! Wie viele neuen, rührigen Hände! Die gesamte Menschheit arbeitet, die Hände aller Lebenden arbeiten an der Verbesserung der Welt. . . Keine dürren Heiden und keine Sümpfe, keine brach liegenden Acker mehr. Die Meeresarme werden ausgefüllt, die unbequemen Berge verschwinden, die Wüsteneien verwandeln sich durch das von allen Seiten hinzusprudelnde Wasser in fruchtbare Täler. Kein Wunder ist unausführbar, über die großen Arbeiten der alten Zeit lächelt man jetzt, so schüchtern und kindisch kommen sie uns vor. Die Erde ist endlich wohnlich geworden. . . Der Mensch ist voll entwickelt, er ist gewachsen, ist im Vollgenuß alles Begehrt und nunmehr der Beherrscher der Welt. . . Schulen und Werkstätten stehen offen, der Knabe wählt seinen Fähigkeiten entsprechend in voller Freiheit sein Handwerk. Jahre verbringen, und nach strengen Prüfungen wird eine Auswahl getroffen. Es genügt nicht mehr, daß man die Bildung *g a h e n* kann, man muß sie auch mit Erfolg sich aneignen. So hat jeder seine feste Bestimmung und seine dem Grade seiner Fähigkeiten völlig entsprechende Verwendung, wodurch denn auch die öffentlichen Ämter nach eben den Angaben der Natur gerecht verteilt werden. Jeder wirkt für alle nach Maßgabe seiner Kraft. . . O, rühriger und fröhlicher Staat, idealer Staat mit gesunder Ausbeutung der menschlichen Kraft! Das uralte Vorurteil gegen die Handarbeit ist verschwunden, man sieht einen großen Dichter als Schreiner arbeiten, einen Schlosser als großen Gelehrten. O, glückselige Stadt, Stadt des Triumphes, welcher die Menschheit seit so vielen Jahrhunderten entgegenschreitet; o, Stadt, deren weiße Mauern dort in der Ferne schimmern. . . dort, im Glück. . . im blendenden Sonnenschein. . .“

Seine Augen erbleichten, die letzten Worte verklungen in einem leisen Hauch. Sein Kopf sank matt zurück, auf seinen Lippen blieb das Lächeln der Verzückung. Er war tot.

Von Mitleid und Rührung überwältigt war Frau Karoline vor dem Toten in Betrachtung versunken, als hinter ihr ein Sturmwind ins Zimmer hereinbrauste. Busch kam ohne Arzt zurück, keuchend und angstgequält. Die Méchain lief ihm auf den Fersen nach und setzte auseinander, warum sie dem Kranken den Thee noch nicht hatte geben können: das siedende Wasser war ihr nämlich ausgelaufen. Busch aber hatte gesehen, daß sein Bruder, sein Kindchen, wie er ihn nannte, regungslos mit offenem Munde und starren Augen auf dem Rücken lag. Er begriff das Geschehene und brüllte wild auf, wie ein Tier, das man umbringen will. Mit einem Satz stürzte er sich auf den Leichnam, hob ihn mit seinen beiden langen Armen in die Höhe, wie um ihm Leben einzuhauchen. Dieser entsetzliche Blutjauger, der wegen zehn Sous einen Menschen umbringen konnte, der so lange Jahre die Elenden der Weltstadt ausgebeutet hatte, — er heulte in unglücklichem Schmerz auf. Sein Kindchen, großer Gott! Er legte es ins Bett, verhätfelte es wie eine Mutter, und er sollte es nie mehr haben, sein gutes Kindchen! Und in einem Anfall rasender Verzweiflung packte er die auf dem Bette zerstreuten Papiere, zerriß sie, zermalmte sie, als wollte er diese ganze Arbeit vernichten, die seine Eifersucht erregt und nun seinen Bruder gemordet hatte!

Bei diesem Anblick fühlte Frau Karoline, daß ihr Herz zerschmolz. Der Unglückliche erregte jetzt nur ihr frommes Mitleid. Wo hatte sie aber dieses Brüllen schon vernommen? Ein einziges Mal erst hatte dieser Ausschrei des menschlichen Schmerzes sie so mächtig durchschauert. Sie erinnerte sich: bei Mazaud war es, das Geheul der Mutter und der Kleinen vor dem Leichnam des Vaters. Als wäre sie unfähig, sich dem Anblick dieses Schmerzes zu entziehen, verweilte Frau Karoline noch einen Augenblick und machte sich nützlich. Beim Aufbrechen, als sie in dem engen Geschäftszimmer sich mit der Méchain allein sah, fiel ihr wieder ein, daß sie eigentlich Victors wegen gekommen war. Sie fragte die Méchain. Ja, Victor! der sei weit fort, wenn er immer noch laufe. Drei Monate lang habe sie Paris durchsucht, ohne auch nur eine Spur ausfindig zu machen. Sie gebe das Suchen auf, es

Würde immer noch Zeit sein, diesen Banditen auf dem Blutgerüst zu finden. Stumm und starr hörte dies Frau Karoline.

Draußen, auf dem Gehwege der Rue Vivienne, wurde Frau Karoline von der Milde der Luft überrascht. Es war sechs Uhr, an einem Himmel von duftiger Reinheit ging die Sonne unter und vergoldete weithin die hohen Aushängeschilder des Boulevards. Dieser in erneuter Jugend so liebliche Aprilhauch durchdrang schmeichelnd ihr ganzes Wesen, bis tief ins Herz hinein. Sie atmete kräftig auf, befreit von dem letzten beklemmenden Drucke, und fühlte sich schon glücklicher in der Empfindung der zurückkehrenden und wachsenden unverwüßlichen Hoffnung. Jedenfalls hatte sie der herrliche Tod dieses Träumers, dessen letzter Atemzug seinem Traumbilde von Gerechtigkeit und Liebe gegolten hatte, jetzt so weich gestimmt. Hatte sie nicht auch einmal den Traum einer vom fluchwürdigen Uebel des Geldes geäußerten Menschheit gehabt? Dazu kam noch das Schmerzgeheul des andren, das Aufschreien der verzweifelnden und blutenden Bruderliebe jenes entsetzlichen Tigers, den sie für herzlos und der Thränen unfähig gehalten.

Am Boulevard angelangt, wandte sich Frau Karoline nach links und schritt langsam durch das lebhafteste Gewühl. Vor einem mit Syringen und Lebojen gefüllten Wägelchen blieb sie ein Weilschen stehen. Der starke Duft umfing sie wie ein Frühlingsgruß. Und wie sie weiter schritt, stieg wie aus einem sprudelnden Quell, den sie vergeblich mit beiden Händen zu verstopfen gesucht hätte, der Strom der Freude langsam in ihr empor. Sie erkannte es und ließ es willig geschehen. Nein, nein! die entsetzlichen Unglücksfälle waren noch zu frisch, noch durfte sie nicht fröhlich sein, noch nicht dem Aufsprudeln der unverwüßlichen Lebenskraft in ihr sich überlassen. Sie bemühte sich also, ihre Trauer festzuhalten und sich durch die vielen grausamen Erinnerungen zur Verzweiflung zurückzurufen. Wie? Beinahe hätte sie wieder gelacht, und dies nach dem allgemeinen Zusammenbruch, nach einer so grauenvollen Summe von Elend! . . . Vergaß sie denn ihre eigne Mitschuld? Und sie zählte sich die Thatfachen auf, erst diese, dann jene, die sie eigentlich ihr ganzes Leben hindurch hätte beweinen sollen. Aber wie fest sie auch die Hand auf ihr Herz preßte, immer ungestümer sprudelte der Lebenssaft, der Lebensquell strömte über und schwemmte alle im Wege liegenden Trümmer fort, um freier zu rinnen, klar und siegreich im Sonnenschein.

Nunmehr gab sich Frau Karoline besiegt; der unwiderstehlichen Gewalt des Stromes ewiger Verjüngung mußte sie sich überlassen. Wie sie zuweilen lachend sagte: sie konnte nicht traurig sein. Die Probe war gemacht, soeben erst war sie tief im Abgrund der Verzweiflung gewesen, und jetzt war die Hoffnung neu erstanden, blutend und zer schlagen zwar, aber zähe und lebenskräftig, von Minute zu Minute erstarkend. Freilich waren alle ihre Illusionen zerronnen, das Leben schien ihr entschieden ungerecht und unslätig, wie die Natur. Wozu also diese ubernünftige Liebe zum Leben, dieses Sehnen und Trachten nach seinem fernen, unbekanntem und nie erreichten Ziel, — wie ein Kind, dem man ein immer aufgeschobenes Vergnügen in Aussicht stellt?

Beim Einbiegen in die Rue de la Chaussée-d'Antin ließ Frau Karoline von jeglicher Vernünftigkeit ab; die gelehrte und belehene Denkerin gab den Kampf auf; des fruchtlosen Grübelns nach den Ursachen müde, wollte sie nur noch ein glückliches Geschöpf unter dem heiteren Himmel und in der milden Luft sein, mit dem einzigen Genuß des Bewußtseins ihrer Gesundheit, wenn der Schritt ihrer kräftigen Füßchen auf dem Asphalt erklang. O, die Freude am Dasein! Gibt es überhaupt eine andre Freude? Die Freude am Leben, wie es ist, mit seiner Triebkraft, seiner Verworfenheit und seinem immerwährenden Hoffen!

In die Wohnung der Rue Saint-Lazare zurückgekehrt, aus welcher sie am nächstfolgenden Tage scheiden sollte, packte Frau Karoline ihre Koffer zu Ende. Bei ihrem Rundgang durch den schon ausgeräumten Zeichnungsaal wurde sie der Pläne und Aquarelle auf den Wänden ansichtig. Sie hatte sich vorgenommen, diese im letzten Augenblick in eine einzige Rolle zusammenzubinden. Träumend verweilte sie vor jedem Blatte, ehe sie die vier Nägel an den Ecken herausnahm. Sie lebte wieder der Erinnerung an die fernen Tage der Reisen im Orient, in diesem heißgeliebten Lande, dessen strahlender Glanz in ihrem Herzen verwahrt zu sein schien. Auch die zuletzt in Paris verlebten fünf Jahre zogen an ihrem Geiste vorüber, diese Heße Tag für Tag, diese wahnsinnige Hast, diese ungeheuerliche Windsbraut von Millionen, die verwüstend

und verheerend ihre Lebensbahn durchbraust hatte, — und in diesen noch nicht erkalteten Schuttmassen fühlte sie schon einen reichen Blumenflor aufkeimen, der in der Sonne sich üppig entfaltete. War auch die „Türkische Nationalbank“ zugleich mit der Univerfelle verkracht, so gediehen die „Bereinigten Dampfer“ fröhlich fort. Sie sah die zauberhaft schöne Küste von Beirut wieder, wo mitten unter den ungeheuren Lagerhäusern die Verwaltungsräume sich erhoben, zu welcher sie in diesem Augenblick den Plan abstäubte. Nun stand Marseille vor den Thoren Kleinasien; das mittelländische Meer war erobert, die Völker traten einander näher, vielleicht zu ewigem Frieden. Und hatte sie nicht bezüglich dieser Karmelschlucht auf dem Aquarell, welches sie soeben herunternahm, kürzlich durch einen Brief erfahren, daß eine ganze Bevölkerung dort emporgediehen war? Das zuerst um das neue Bergwerk gewachsene Dorf von fünfshundert Seelen war jetzt eine Stadt mit mehreren tausend Einwohnern, die Gessittung befruchtete mit Landstraßen, Fabriken und Schulen diesen toten und öden Winkel. Dann kamen die Pläne, Entwürfe und Messungen für die Bahnlinie von Brussa nach Beirut über Angora und Aleppo, eine Reihe großer Blätter, die einzeln zusammengerollt wurden. Sicherlich mühten noch Jahre vergehen, ehe man die Lauruspässe mit vollem Dampf überschritt. Aber schon strömte von allen Seiten das Leben heran, der Boden der uralten Wiege des Menschengeschlechts barg eine neue Menschensaat, in diesem wundervollen Klima und unter dieser hellen Sonne mußte der Fortschritt von morgen mit ungewöhnlicher Triebkraft emporsprießen. War das nicht das Erwachen einer neuen Welt, einer größeren und glücklicheren Menschheit? —

(Nachdruck verboten.)

Auch eine Kaiserin von Gottes Gnaden.

In diesem Jahre feiert St. Petersburg sein zweihundertjähriges Bestehen. Die neue Hauptstadt ward durch ihren Gründer Zar Peter I. darum in möglichster Nähe der Westgrenze, fern vom Centrum Rußlands angelegt, um die Annäherung des bis dahin mehr als halbasiatischen Moskowiterreichs an die westeuropäische Civilisation zu dokumentieren und zu fördern. Von da ab datiert darum auch der Eintritt Rußlands ins europäische Staatenkonzert, in dem es bald die erste Geige spielen sollte; von da ab also auch die Aufnahme des Zarenhauses als ebenbürtiges Mitglied der europäischen Fürstenfamilien, in deren internationaler Heiratsgeschichte russische Großfürsten bekanntlich bis heute als geschätzte Ehestandsandidaten figurieren. Zunächst waren da allerdings einige Widerstände zu überwinden in Gestalt von aristokratischen Vorurteilen. Im hochwohlweisen Rat der ahnenstolzen Fürstenhäuser von Westeuropa ward nämlich Anstoß genommen an der Herkunft und dem Vorleben der Person, die seit nun ebenfalls zweihundert Jahren Peters I. wenn auch nicht sofort Ehegattin, so doch Lebensgefährtin war: der Zarin Katharina I.

Die hohe Dame war freilich nicht von allzu hoher Abstammung. Im Gegenteil war ihre Herkunft so dunkel, daß sie noch heute in fast undurchdringliches Dunkel gehüllt ist. Als sicher festgestellt kann nur so viel gelten, daß sie die uneheliche Tochter eines estländischen Leibeigenen war. Ein Pastor Namens Göry zog sie in seinem Hause auf, und sie ward dann mit einem schwedischen Dragoner verheiratet. Da nun, in den Anfängen des nordischen Krieges, erstürmten die Russen 1702 die Festung Marienburg, wo die junge Frau sich aufhielt. Sie fiel in die Hände der Moskowiter und wurde von dem russischen General Scheremeteff als gute Beute in leibeigenen Besitz genommen. Das Vergnügen währte aber nicht lange. Zu seinem nicht geringen Verdruß mußte Scheremeteff auf gut Russisch Heinsliebchen nach kurzer Zeit an einen höheren Vorgesetzten, den Feldmarschall Menschitschiloff, abtreten. Auch der hatte sich noch nicht lange mit ihr verlustiert, als ein noch Höherer Gefallen an dem reizenden Weibe fand. Eines schönen Tages im Jahre 1703 erschien Zar Peter selber zu Besuch im Hause Menschitschiloffs, sah Katharina und verliebte sich stants pede in sie. Kurz darauf nahm Peter sie dauernd an sich und ist ihr bis an sein Ende treu geblieben, wenn man von öfteren Zehelmechteln absieht. Zu seiner „legitimen“ Gattin hat er sie übrigens erst 1712, nachdem sie ihm mehrere Kinder geboren, ohne Pfaffensegnen, kraft eigener Machtvollkommenheit erhoben; den 7. Mai 1724 schließlich ließ er sie feierlich zur Kaiserin krönen.

Den exklusiven Hofgesellschaften Versailler Moders war natürlich der Gedanke schier unsagbar, die ehemalige Leibeigene als Gattin des Zaren aller Reußen ehren zu sollen, anstatt daß sie seine Maitresse gewesen wäre, wie die höfischen Anstandsgriffe verlangt hätten. Sie mußten aber bald in den sauren Apfel beißen und Katharinen Anebenz erweisen. Im Jahre 1716 nahm Peter seine Frau mit auf Reisen und präsentierte sie denn auch am Berliner Königshof. Ueber den Eindruck, den der hohe Besuch

dort machte, enthalten die boshaften Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, der Schwester Friedrichs II., einen pikanten Bericht. Das Gefolge des Zaren war danach ullaig zusammengesetzt. Es befanden sich nämlich 400 „sogenannte Damen“ darunter. „Es waren meistens deutsche Dienstmädchen, welche die Funktionen von Ammen, Kammerfrauen, Köchinnen und Wäscherinnen vertraten. Fast jedes dieser Geschöpfe trug ein reich gekleidetes Kind auf dem Arme, und wenn man sie fragte, ob es ihre Kinder wären, antworteten sie, mit Knixen a la russisch: „Der Zar hat mir die Ehre erzeigt, mir dieses Kind zu . . .“ Als Hofnarrin hatte Katharina eine leibhaftige Prinzessin bei sich, die Peter zu diesem Geschäft degradiert hatte. Der Zar besaß augenscheinlich auch etwas von jenem Hohn für die hergebrachten Rassenunterschiede, den man bei einem andren gekrönten Revolutionär, bei Napoleon I., in die Form des Wortspiels gebracht hat: „Er fürstete die Fürstinnenbinder und büßfete die Fürstinnenkinder.“ Das letztere besorgte nun auch Peters Frau in Berlin; sie besaß genug plebejischen Stolz, um die „Prinzessinnen von Gebliit“ ganz wegwesend zu behandeln; anfangs wollte sie die vornehmen Damen überhaupt nicht begrüßen: nur mit vielen Bitten erlangte König Friedrich Wilhelm I., daß sie sich dazu herabließ.

Die Markgräfin Wilhelmine ist also begreiflicherweise auf die Farbe nicht gut zu sprechen. Sie behauptet, Katharina sei ganz geschmacklos gekleidet gewesen, habe „weder Air noch Grazie“ besessen, und „man brauchte sie bloß zu sehen, um ihre geringe Herkunft zu erraten“. Den Zaren, der über aristokratische Vorurteile weit erhaben war, ließ das alles furchtbar kalt. Er schätzte in Katharina eine bessere Lebensgefährtin, als ihm die Fürstinnen hätten sein können, und das ist gewiß nicht die schlechteste Seite an diesem zwar sehr gezeigten, aber in vielen Beziehungen sehr unsympathischen, ja, ganz widerwärtigen Despoten. Katharina hat übrigens manches gethan, um seine tyrannischen Launen zu besänftigen, und dadurch manchen vor Galgen und Rad gerettet. Nach Peters Tode folgte sie ihm in der Herrschaft. Wenn man nun sagen wollte, daß die zur Selbstherrscherin emporgestiegene Leibeigene „ihr Glück gemacht“ habe, so wäre das irrig. Die Petersburger Hofgesellschaft ist ihr vielmehr verhängnisvoll geworden. Die lieblichen Trinkgewohnheiten, die da herrschten, haben die Zarin, mit Meißel zu sagen, auf den Stoff gebracht. Ihr tägliches Leben verlief schließlich nach einem Bericht des sächsischen Gesandtschaftssekretärs Krenkendorf aus dem Jahre 1726 also: „Wenn Fürst Menschtshinoff die Zarin des Morgens besucht und vor ihr Bett kommt, fragt er: was wollen wir trinken? Liebt Ew. kaiserlichen Majestät eine Schale Brantwein? Hat man nun davon eine starke Portion eingenommen, so wird dann den Tag über bis in die späte Nacht mit allerhand Wein und Prostoi (Zusel) die Fortsetzung gemacht solchergestalt, daß man wenig nüchtern, sondern alle Zeit schwindlig und bösig ist.“ Die Folgen blieben nicht aus: kaum vierzig Jahre alt hat Katharina I. im Mai 1727 ins Gras beißen müssen.

So waren die Geschehnisse dieser merkwürdigen Frau, die es von der Sklavin herrischer Rüste bis zur Kaiserin von Gottes Gnaden gebracht hat. Wie so von Gottes Gnaden war, weiß freilich Gott allein. Außerdem jedoch wissen es zweifellos auch die Legitimisten. Die Nachkommen Katharinas haben nämlich zumal deutschen Fürstlichkeiten immer als begehrenswerte und folglich ebenbürtige Partien gegolten. Schon ihre Tochter Anna heiratete den Herzog von Holstein und von ihm stammen alle russischen Zaren seitdem, vorausgesetzt, daß wirklich, wie die offizielle Version es will, Paul I. der Sohn seines Vaters ist, was bekanntlich erheblichen Zweifeln unterliegt. Wenn man sich aber auf den Standpunkt des oede Napoleon stellt, daß der Gatte Vater jedes während der Ehe entsprossenen Kindes seiner Frau ist, so stammt die einzige europäische Fürstinnenfamilie, die ihr Gottesgnadentum noch in unbeschränkter Machtvollkommenheit behauptet und zu den allerersten Familien auf Gottes Erdboden gehört, mütterlicherseits von einer Leibeigenen ab, die erst die Frau eines Soldaten und dann die gezwungene Konkubine zweier Generale war. Das ist auch kein schlechter Biß der Weltgeschichte. —

Dr. A. Conrady.

Kleines feuilleton.

ep. Die alte Mühle. Wenn ein Fremder die Hauptstraße des kleinen Villenortes hinabgeht, fällt ihm wohl die peinliche Accurateste auf, welche die neuen Häuser, die überall jungen Anlagen beherrscht. Wohlgepflegt sind die Gärten, die Beete sorgsam abgezurteilt, selbst die Blumen stehen in Reih und Glied, und regelmäßig gebarkt sind die gelben Kieswege. Jeder Blick, wohin er auch fallen mag, zeigt das Neue, das absichtlich Zurückgestülte, die gewollte Pier. Ein Zug der Steifheit und des Eingegenghens geht durch alles. Aber es kommt keine Stimmung auf.

Ruhe ringsum. Doch: da dringt ein fremd scheinender Laut an unser Ohr: gedämpft, gleichförmiges Klappern. Eine Mühle? Hier? Du glaubst es nicht.

Wir stehen vor einem mit Nichten, Birken und Unterholz bestandenen Grundstück, das sich wie eine kleine Wüstenei in der eingegitterten, ordnungliebenden Nachbarschaft ausnimmt. Ein schmaler Fußpfad leitet uns hindurch. Kaum hundert Schritte und es geht in eine Bodensenkung hinein; wir stehen auf einer kleinen, lang-

behalnten Wiese, wo Gänseblümchen, Nachtschatten und Begerich wuchern. Da ist auch gleich das Wasser: ein guter Springer könnte hinübersetzen, wenn nicht das gegenüberliegende Ufer so hoch und untermhöht wäre. Wild wuchert auch das Gebüsch, — es hat nie eine Gartenschere gesehen.

Lauter wird das Klappern. Dort, wo unser Weg wieder aufsteigt, schäumt ein breiter Wasserfall herunter. Ueber ein altes, halbervernichtetes Brettergestell, in welchem sich sichtbar ein mächtiges Schaufelrad dreht, klatscht es herab. Eine Holzrolle überträgt die Kraft in das Innere der Mühle. Bestäubte, blinde Fenstercheiben blinzeln uns an. Einige Löcher sind mit Papier verklebt oder mit Stroh verstopft. Stroh deckt auch den alten, verwitterten Stall, der sich mit dem Oberteil seiner rissigen Rückseite bedenklich dem Wasser zuneigt. Von dem Hofe der Mühle führt eine kleine morsche Holzstiege zum Graben herunter. Eine Pforte schließt die unterste Stufe vom Wasser ab. Schief, mit einigen zerbrochenen Stäben, hängt sie in den rostigen Angeln.

Auf dem diesseitigen Ufer streben mächtige Bäume auf. Da ist eine Weide, welche wohl schon Hunderte von Jahren auf das fließende Wasser hinabsieht. Mit schwarzen trodenen Armen greift sie hinüber bis auf das Dach der Scheune — fast blätterlos; nur hier und dort schoß noch ein grüner Trieb heraus. Eine riesige Rinde, die sich einige Meter über dem Erdboden in mehrere Stämme teilt, trägt stolz die weit ausholende Laubkrone, die stumpfen Fenster der Mühle beschattend.

Wir steigen den Pfad hinauf. Wenige Schritte auf den von mehlbeladenen Wagen zertwöhnten Sandweg und wir stehen auf der hölzernen Brücke. Eine Wendung, und hinter uns plätschert der Wasserfall. Vor uns aber liegt die ruhige, glänzende Fläche des Mühlteichs, eingefaßt von blühendem Hollundergebüsch. Nur an einer Stelle, ganz in unsrer Nähe, drängt sich ins Gesträuch ein windstieher Bretterzaun. Davor eine hölzerne Bank, ein großer, runder Tisch und, wie hindurchgewachsen durch diesen, eine breitästige Linde. Hier ist der Feierabendplatz der Müller.

Ein schwarzer Kahn mit zerfressenem Rande, halb mit Wasser gefüllt, liegt unbeweglich am Steg. Seit Jahrzehnten wagte sich kein Fuß hinein.

Und vor der Mühle steht behäbig, die mehlbestäubte Mütze auf dem rostigen Kopf, die Hände in den Hosentaschen, der Müller. Mit schnunzelnder, zufriedener Miene weidet er sich an den weiten Getreideselbren, die sich vor seinem Auge hinziehen, rechts und links schon eingerahmt von ein paar vorwichtigen Bissen. Er weidet sich an den leisen, grünen Wellen, die über das Korn fortjittern. Vielleicht auch überlegt er, ob sich's schon lohnt, dem Anstürme der vordringenden Kultur nachzugeben. Oder ob man noch wartet, bis ein besserer Profit herauskommt? —

— Ueber das perpetuum mobile veröffentlicht Oberingenieur Friedrich Barth, Vorstand der mechanisch-technischen Abteilung, einen Aufsatz im Anhang des Berichts des Bayerischen Gewerbemuseums in Nürnberg über das Jahr 1902. Der Verfasser führt darin mit Bezug auf die vielen Leute, die sich mit der Konstruierung eines perpetuum mobile abquälen, unter andern folgendes aus: „Wenn man bedenkt, welche Mühe und Intelligenz oft auf die Erfindung eines perpetuum mobile verwendet wird und daß all diese verlorenen Arbeit einem besseren Zwecke hätte dienen können, dann kann man ein Gefühl des Bedauerns nicht unterdrücken. Man empfindet Mitleid mit dem armen Erfinder, der sich vielleicht jahrelang unter großen Entbehrungen abmühte, der Natur die große Geheimnis abzuringen und anstatt des erhofften Ruhmes und Gewinnes in bittere Not und Elend geraten ist. Die Einsicht, daß er einem Phantom nachgejagt, kommt zu spät, und bitter rächt sich der Mangel an Kenntnissen in der Physik und Mechanik, welche allein ihn vor dieser Selbsttäuschung hätten bewahren können. Als Beispiel will ich einer Fall anführen, der seiner Zeit im „Scientific American“ veröffentlicht wurde. Jemand unterstützte einen perpetuum mobile-Erfinder mit Geldmitteln und erzählt nun seine Erfahrungen wie folgt:

„Ich hatte einen teuerrn Freund (teuer, weil er mir große Kosten verursachte), welcher viele Versuche mit geborgtem Geld machte, ein perpetuum mobile herzustellen. Mein Kostenanteil an diesen Versuchen betrug 16 Proz. und ich war Zeuge seiner meisten Mißerfolge. Mein Freund arbeitete in einem hochgelegenen Stübchen unermüdet, umgeben von Rädern, Federn, Hebeln, Rollen, Schrauben und vielen andern Teilen von Metall und Eisen. Ich habe nie jemand gekannt, der sich seines Erfolges sicherer hielt; die Höhe der Finsen für geborgte Gelder war ihm gleichgültig, weil er gewiß war, das Kapital hundertfach zurückzuerhalten. Oft erkundigte er sich um die Verkaufspreise der schönsten Häuser der Stadt, besaß sich Pferde höchsten Wertes, sprach davon, ein goldenes Modell seiner Maschine herstellen zu wollen, ein Dampfboot anzuschaffen und andre große Käufe zu machen. Einmal fragte ich ihn bei seiner Arbeit:

„Warum bringen Sie an Ihrer Maschine so vielerlei Teile an? Sie verwirren dadurch das Urteil.“

Er antwortete: „Wer ist der Schöpfer dieser Maschine?“

Ich schwieg, dachte jedoch, wessen Geld darin sei.

Ein andres Mal äußerte ich, durch Belastung, eines Hebelbalkens ließen sich wohl die Gesetze des Gleichgewichts am besten ersehen; mehr werde nie zu erzielen sein. Er würdigte mich keiner Antwort und schien zu denken, ich wüßte nicht, was ich sagte. Endlich rückte die Zeit der Vollendung der Maschine heran. Ich mußte das Modell

halten, während er die letzte Schraube einsetzte, um dann die Maschine ihre ewige Bewegung beginnen zu sehen. Er saß in einem Stuhle.

„Lassen Sie,“ sagte er, „die Maschine nur langsam los, damit nicht alles in Stücke zerreiße.“

Ich ließ los. Die Maschine bewegte sich nicht. Der Erfinder sank zusammen wie ein Tischfuß und hing rückwärts über die Stuhllehne. Er ist nun im Irrenhause, sein Verstand ist fort, ebenso mein Geld. Von jenem Tage an hatte ich wenig Vertrauen mehr auf das *perpetuum mobile!* —

Musik.

Die „Freie Volkstbühne“ hat sich durch ihr Eintreten für schwerer zugängliche Bühnenstücke und für dramatisch-literarische Bildung ihres Kreises bereits einen Platz in der Literaturgeschichte unserer Zeit erworben. Seit wenigen Jahren verfuhr sie auch auf musikalischem Gebiete bildend zu wirken, teils durch Liederabende, teils durch Opernaufführungen. Nun ist es hier beträchtlich schwerer als dort, Neues zu bringen oder gar für Bestrebungen einzustehen, die unter der Ungunst äußerer Verhältnisse leiden. Denn vor allem sind schon die Kosten für musikalische Darbietungen, zumal für solche aus der Gegenwart, beträchtlich größer als für literarische; insbesondere kommen würdige Opernvorstellungen teurer zu stehen. Man kann da schon froh sein, wenn die eifrigen Bemühungen der „Freien“, sich gute Opernaufführungen zu sichern, dazu führen, daß das gewöhnliche Niveau der Moritz-Oper erreicht wird. Immerhin wird doch zu überlegen sein, ob nicht wenigstens ein oder das andre Mal auch nach dieser Richtung etwas gewagt, ein Stück heimischer Opernproduktion aus seiner Unterdrückung heraus ans Licht gezogen werden soll, sei es auch nur ein Einakter. Im übrigen mag dann die Vorführung alter Repertoirestücke, mit denen sich leicht hantieren läßt, ihren Fortgang nehmen.

Solcher Vorführungen bietet die „Freie Volkstbühne“ diesmal drei dar, und zwar wiederum in dem Rahmen der Moritz-Oper im Berliner Theater. Vorgestern (Sonntag) wurde mit Lockings wiederem „Wildschütz“ begonnen. Die Truppe hat sich dabei nicht gerade besonders angestrengt, aber doch soweit Annehmbares geleistet, daß uns vor dem Risiko einer Nachmittags-Vorstellung, die ja von vornherein weniger verspricht als eine Abendvorstellung, nicht allzu bange sein braucht, und daß wir einen lebhaften Besuch der nächsten Vorstellungen unter den gegebenen Umständen mit reinem Gewissen empfehlen können. Im einzelnen waren manche Leistungen sehr gut, manche andre mit viel Eifer und nur eben geringerem Können durchgeführt, und etliche so, wie es nicht gerade nötig wäre. Unter den Gesangskräften ragte die Opernsoubrette Margarete Koch als Schulmeister-Bräut in jeder Weise hervor. Katharina Röder machte aus ihrer nicht sehr wohlklingenden Stimme das Bestmögliche und gab ihrer Rolle, z. B. schon in der ersten Arie, einen besondern Ausdruck, wie man ihn sonst nicht häufig findet. Die Partie der Gräfin, zum großen Teil eine Sprechrolle, pflegt wieder darunter zu leiden, daß auf Opernbühnen fast immer schlecht gesprochen wird, und litt diesmal noch besonders darunter, daß ihre Vertreterin, Julie Neuhaus, ihre Sprechstimme nicht hinreichend ausgebildet hat; im Gesang war sie etwas besser. Clara Michaelis machte sich als Nanette gut. Unter den Sängern ist, abgesehen von unserm alten Bekannten, dem stets zuverlässigen Theo Koven (als Pankratius), der Vertreter der Hauptrolle, des Schulmeisters Baculus, rühmend zu erwähnen: Ludwig Frank. Die Rolle bietet noch mehr als das übrige Stück Gelegenheit zu possenhaften Verzerrungen, und Herr L. Frank sowie die Regie des Herrn Wilhelm Frank hielten sich von den Verzerrungen dazu nicht frei. Sonst aber war der Baculus eine abgerundete und im Gesang wenigstens ausdrucksvolle Leistung. Der Tenor Joseph Horwig, als Baron Kronthal, war ein Seitenstück zu unserm neulichen Tenor Karl Abel: seine Stimme ist nicht übel gebildet, aber etwas harten Klanges, und sein Spiel nicht imponierend. Joseph Janta, als Graf Eberbach, konnte doch auch aus seinem geringeren Können etwas mehr herausholen als er that. In einer mißlichen Lage befindet sich die Kritik immer gegenüber solchen Orchesterleistungen wie den diesmaligen, unter Kapellmeister Joseph Wolf. Da sieht nicht viel, wahrscheinlich so gut wie gar keine Zeit für das Einstudieren zur Verfügung. Trotzdem könnte doch wenigstens etwas mehr an feinerer Gestaltung geleistet werden.

Wenn die „Freie Volkstbühne“ vorläufig nicht dazu gelangt, im Opernwesen selbständig vorzugehen, so mag sie etwa in den einfacheren Verhältnissen der heischen Komposition etwas Eigenartiges versuchen. Es würde ein hübscher Streich von ihr sein, wenn sie gegenüber dem, was wir in den letzten Tagen über wahre Sängerkunst gehört haben, in die moderne Kunstmusik (denn um den Gegensatz eben dieser gegen andre handelt es sich vornehmlich) hineingriffe. Vermittelt durch sehr tüchtige Künstler, würden die neuesten Sololieder (und daneben etwa ältere andre Stücke) von Max Reges schlagernde Beispiele dafür sein. Seine „Sechs Gesänge für eine mittlere Singstimme mit Begleitung des Pianoforte“, op. 68 (Verlag von Lauterbach u. Sohn, Leipzig) zeigen uns diesen virtuosen oder übervirtuosen Meister der modernen Komposition wieder in seinem vollen Glanze. Die Unruhe seiner Harmonien scheint nun einmal ein Durchgangsstadium der gegenwärtigen Musik zu sein, vor dessen Überwindung uns nicht eben sehr bange sein braucht. Bedenklicher stimmt uns der Eindruck, daß die Singstimme mehr nur im Gefolge der Begleitung zu gehen scheint, als umgekehrt. Lassen wir aber

nur einmal die Wirkung solcher Lieder wie „Untertweg“ oder „Engel-macht“ selbst auf ein nicht fachmäßig geschultes Publikum erproben; vielleicht mit einem als Gegenstück rasch daraufgesetzten Franz Abt oder sonst einem Bierbänkler oder Gefühlskünstler: ich glaube, daß wirkliche Können wird auch da selbst dem ungeschultesten Hörer mindestens als eine Ahnung faßbar werden. — sz.

Geologisches.

— Die Gletscherbewegung in den Schweizer Alpen zeigt, wie Professor Forel, laut „Frankfurter Zeitung“, im demnächst erscheinenden Jahrbuche des Schweizer Alpenklub darlegen wird, für das letzte Jahr teilweise ein Anwachsen, teilweise einen Stillstand, jedenfalls aber ein langsameres Schmelzen als im Jahre 1901. Diese Erscheinung wird jedoch kaum als der Anfang einer neuen Wachstumsperiode betrachtet werden dürfen; sie ist bloß eine Folge des weniger warmen Sommers, des überaus starken Schneefalls im Winter und der kalten Frühjahrsmonate April und Mai. Von den zwölf seit Jahren beobachteten Gletschern der Berner Alpen waren im Jahre 1900: 2 im Wachsen, 1 stillstehend, 9 im Rückgange; im Jahre 1901: 0 im Wachsen, 1 stillstehend, 9 im Rückgange; im Jahre 1902: 3 im Wachsen, 5 stillstehend, 1 im Rückgange. Im letzten Jahre ist der Rosenlaugigletscher nicht gemessen worden, weil er nicht mehr zugänglich war; das war auch der Fall beim unteren Grindelwaldgletscher, weshalb eine neue Basis für die Vermessung aufgestellt worden ist. Der Standerfirn war den ganzen Sommer durch so mit Schnee bedeckt, daß man seine Spitze nicht auffinden konnte; die gleiche Erscheinung bereitete auch beim Gletschergletscher die Beobachtung. Herr Kreisförster Marti in Interlaken kommt durch seine Beobachtungen über die Gletscherbewegung seit 1893 zu folgenden Schlüssen: Der untere Grindelwaldgletscher ist seit 1893 auf der rechten Seite um 90 Meter vorgerückt, auf der linken um 50; von 1895—1897 hat der mittlere Teil des Gletschers, dem der Bach entspringt, 20 bis 30 Meter gewonnen; von 1898 an aber schwand der Gletscher wieder rasch und beständig, und letztes Jahr war er bereits wieder 40 Meter zurückgegangen. Die dadurch abgelagerte Moräne bildet einen 6 bis 10 Meter hohen Wall vor dem Gletscher und zwischen Wall und Gletscher ist ein Seelein entstanden. Der obere Grindelwaldgletscher ist seit 1893 um 233 Meter zurückgegangen; der Eigergletscher, der zu den solidesten Firnen gehört, ist auf der rechten Seite der Zunge um 40—70 Meter kleiner geworden, während die linke Seite, von starker Moräne bedeckt, ziemlich unverändert geblieben ist. Der Tschigelgletscher ist in den letzten zehn Jahren um 150 Meter zurückgegangen und er ist damit vollständig zusammengeschrumpft. Bei den Gletschern des urnerischen Neufthaales zeigt sich, seit vielen Jahren zum erstenmal, ein Anwachsen einiger Firnfelder; so ist der Keschfirn im letzten Jahre um 21 Meter, der Erstfeldergletscher um 3 Meter gewachsen. Die Gletscher im Engadin, die sich auch in stetem Rückgange befinden, haben im verflossenen Jahre auch weniger an Terrain verloren, als in früheren Jahren; so der Morteratsch nur 8 Meter. —

Notizen.

— „Das Schandmal“, ein Drama von Robert Sander, ist von den Vereinigten Theatern zu Hamburg zur Aufführung erworben worden.

— D'Annunzios Tragödie „Gloria“ geht am 13. Juni im Wiener Deutschen Volks-Theater erstmalig in Scene.

— Das von der Berliner Censur verbotene Offiziersdrama „Discipline“ von Conring wird in französischer Uebersetzung im Theatre Antoine in Paris zur Aufführung gelangen.

— Ein Pariser Volkstheater wird in der nächsten Saison unter dem Namen „Christliches und Dramatisches Theater“ eröffnet werden; die neue Bühne soll Opern, Operetten, Ausstattungstücke, Dramen, Possen und Melodramen bringen.

— August Bergers Tanzidyll „Auf Japan“, Musik von Rudolph Frühl, wurde bei der Erstaufführung im Dresdener Opernhause beifällig aufgenommen.

— Neue Skizzen Michel Angelos sind nach dem „B. L.“ im Archiv der Uffiziengalerie in Florenz entdeckt worden; es befinden sich darunter Studien zur „Nacht“ zum Gottvater im Dedengemälde der Kapella Sixtina und zum Christus im „Jüngsten Gericht“, ferner eine Leda mit dem Schwan. —

Büchereinkauf.

— Emma Clert: „Auf vulkanischer Erde“. Roman. F. Fontane u. Co. Pr. 3 M. —

— Edith Rebelong: „Maja Engel“. Roman. Stuttgart. Krel Junfer. —

— Fr. Wüst: „Die neue Kunst“. Berlin-Stegly. Hans Priebe u. Co. —

— Martin Witt: „Der heilige Krieg“. Zweite veränderte und stark vermehrte Auflage. Hamburg, Verlag des Verfassers. Kommissions-Verlag von Wilhelm Langguth, Göttingen a. N. —

— Fritz Wüst: „Die neue Weltanschauung“. Berlin-Stegly. Hans Priebe u. Co. —

Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW